woch-Stammtisch ging. Entsetzt betrachtete ihn Frau Ottilie, so daß er verlegen an seiner Krawatte nestelte. „Wenn Du mir das antust und wieder in dem alten Ungetüm von Mantel ausgehst, ist meine Geduld erschöpft. Wo Du doch den prachtvollen Mantel hast . . !"

„Entschuldige bitte. Ich dachte wahrhaftig nicht daran. Ich habe mich wohl zu sehr an meinen alten treuen Wärmespender gewöhnt . . .", sagte er und ging hinaus, um den neuen Mantel anzuziehen. „Bist Du nun zufrieden?" fragte er, ein wenig gezwungen lächelnd. Frau Ottilie bejahte. —

Unwillkürlich ging Konrad Plinz heute auf der Straße selbstbewußter. Er ertappte sich sogar einmal dabei, daß er sich beinahe im Spiegel eines Schaufensters betrachtet hätte. Es war doch ein angenehmes Gefühl, elegant gekleidet zu sein. Und wie mollig der Mantel war! Fast ein wenig zu warm für die Witterung . . .

In recht angeregter Stimmung kehrte der Professor gegen Mitternacht heim. Leider stieß er auf unerwartete Hindernisse. Vergeblich suchte er in den Taschen seines Mantels nach dem Schlüsselbund. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn er sich nicht erinnert hätte, daß die Klingel nicht in Ordnung war. Es hatte also nicht den geringsten Zweck, in rhythmischer und dynamischer Steigerung auf den Knopf zu drücken. Nach reiflicher Ueberlegung erschien ihm nur eine Möglichkeit nicht ganz aussichtslos: Man würde über den eisernen Zaun des Gärtchens hinter dem Hause steigen müssen! Vielleicht war eines der Kellerfenster nicht ordnungsmäßig verriegelt . . .

Die Uebersteigung des Zaunes verlief ziemlich glatt. Der Sprung in die Tiefe stieß zwar auf beträchtlichen Widerstand, der von einem merkwürdigen und unerklärlichen Geräusch begleitet war, aber was sollte das besagen gegenüber der erfreulichen Feststellung, daß sich das Fenster des Kohlenkellers tatsächlich öffnen ließ?

Das Klopfen an der Korridortür weckte im Treppenhause dumpfen Widerhall. Endlich öffnete Frau Plinz. Sie sah ein bißchen verschlafen und ein bißchen sehr ungnädig aus. „Verzeih", sagte Plinz, „ich muß meine Schlüssel vergessen haben! Ich hätte darauf geschworen, daß ich sie eingesteckt hatte . . ."

„Warum klingelst Du denn nicht, statt durch Dein Klopfen das ganze Haus rebellisch zu machen?"

„Die Klingel funktioniert nicht!"

Frau Ottilie seufzte. „Ich habe Dir doch gesagt, daß ich sie heute nachmittag nur eine Stunde abgestellt hatte. Meines Kopfwehs wegen . . ." Plötzlich aber weiteten sich ihre Augen in schreckhaftem Entsetzen. „Der Mantel", stammelte sie, „wo hast Du den neuen Mantel gelassen?"

Plinz sah nachdenklich an sich herunter und zog die Augenbrauen hoch. „Wahrscheinlich habe ich aus alter Gewohnheit im letzten Augenblick doch den alten angezogen", vermutete er.

„Aber dann müßte doch der neue Mantel hier an der Garderobe hängen!"

Das war leider nicht der Fall. Hinzugen erinnerte sich Plinz mit aller Bestimmtheit, daß er bei seinem Fortgange dort gehangen hatte. Es gab nur eine Möglichkeit. Der Mantel mußte von der Flurgarderobe entwendet worden sein. Vielleicht ein Nachschlüsseldieb — — Plinz zog sein Notizbuch und vermerkte: Diebstahl bei Polizei melden! Dann legte er den alten Mantel ab und stellte fest, daß die scharfe Spitze des Gartenzaunes ganze Arbeit gemacht hatte. Auch hinterläßt es eben doch Spuren, wenn man bei Nacht durch den Kohlenkeller ins Haus gelangt. Im Bette noch dachte er über die Möglichkeit nach, den alten treuen Mantel durch Reinigen und Kunststopfen vor den lieblosen Händen des Trödlers zu retten . . .

Als er am Mittag zu Tisch erschien, hing der neue Mantel wieder an der Garderobe. Der Pikkolo aus dem „Silbernen Schwan", wo Plinz ihn hängen lassen, hatte ihn abgeliefert.

„Ich muß gestehen", bemerkte er, „daß mir die Zusammenhänge in diesem Falle höchst unklar sind!"

„Die Sache ist sehr einfach", lächelte Frau Ottilie, „und doch so verzwickt, daß sie nur Dir passieren kann. Du hast gestern abend den alten Mantel getragen und in Gedanken den neuen darüber angezogen. Beim Weggehen aus dem Gasthof hast Du dann den alten wieder angezogen und den neuen hängen lassen, weil Du Dich an ihn noch nicht gewöhnt hattest."

Plinz nickte nachdenklich. „Es muß wohl so sein, obgleich mir die Sache sehr merkwürdig erscheint. Aber wie hat denn der Kellner feststellen können, daß es mein Eigentum war?"

„Erstens hat er in der Tasche des Mantels die Rechnung gefunden, und zweitens war in der Tasche dein Schlüsselbund. Du trägst doch ein Messingschildchen mit Deinem Namen am Schlüsselring. Wahrscheinlich, damit Du Deinen Namen nicht vergißt!" — —

Dies hatte sich am Donnerstag zugetragen. Am Freitag nachmittag stand Plinz vor dem Polizeirevier und blickte mit hochgezogenen Augenbrauen in sein Notizbuch.

Was mochte das nur für ein Diebstahl gewesen sein, den er bei der Polizei hatte melden wollen . . .?"

In fremdem Land

Skizze von Ludwig Nies

Die deutsche Schule in Chilenisch-Frutijar liegt am Rande des Urwaldes, der einen kleinen, dunklen Gebirgssee umgibt. Sie unterscheidet sich von den anderen Gehöften, die sich dort um das Kirchlein scharen, nur durch den kleinen Glockenturm auf dem Hauptgebäude und die breite Freitreppe vor der Veranda des Schlafhauses, das für die auswärtigen Pflegebefohlenen angebaut werden mußte. Die Fachwerkhäuser ringsum sind ja von denselben Handwerksleuten in derselben Zeit errichtet worden. Damals, als vor zwei Generationen die deutschen Siedler den Urwald zu roden begannen und die ersten Aecker einsäten, und sie allesamt erstanden . . .

Auf der Veranda sinnt der Lehrer in den Spätherbstabend. Vogelscharen ziehen hoch über ihn hinweg nach Norden. Der Laubwald trägt ein zerschlissenes rotbraunes Kleid. Der Wind fegt letzte Blätter von der Linde inmitten des Hofes und mischt sie mit dem Staub der Straße.

„Der Winter ist vor der Tür", sagt der Mann. „Es ist wie im Spätherbst zu Hause. Nur, daß die Wandervögel nordwärts ziehen, anders als in Deutschland."

„Ja, ja", seufzt die Frau an seiner Seite, „zu Hause ist es anders. Daheim . . ."

„Sieh, die Staubwolke am Bergrand!" unterbricht sie der Mann.

„Wird von Pferden hochgescheucht", ergänzt die Frau. „Nun biegen sie in unseren Weg ein. Ein Reiter und eine kleine Reiterin!" —

Bald traben die Ankömmlinge durch das offene Tor in die Umzäunung des Schulhofes. Sie machen an der Spielplatzlinde halt, binden die Pferde an den Stamm des Baumes und schreiten die Freitreppe herauf.

„Grüß Gott, Landsleute!" ruft frohlaut der Mann den Wartenden zu.

„Willkommen, Landsleute!" hallt es zur Antwort zurück.

„Ich bringe mein Tochterchen zur Schule."

„Buenos dias, señor, señora", sagt das Mädchen leise, als es die Hand reicht.

Am nächsten Morgen kehrt Vater Holtmann in seinen hundert Kilometer entfernten Wirkungskreis zurück. Als Ingenieur der Nordbahn muß er oft wochenlang von seinem eigentlichen Wohnort getrennt sein. Kommt er in sein Heim, so versteht das lebhafte Mädchen nicht, was der Vater ihm erzählen will. Das Kind aber kann seinem Vater nicht sagen, was es auf dem Herzen hat. Die Mutter spricht spanisch wie alle anderen in der südamerikanischen Stadt . . .

So wird die kleine Holtmann Schülerin der deutschen Schule in Frutijar. — —

Ein Jahr ist vergangen. Wieder geht der stumme Zug der Vögel. Wieder färbt sich das Laub des Waldes, und ein großes Heimweh ist auf der Welt.

Vor der Veranda des Frutijarer Schulhauses tollen die Buben der Schule. Am Hoftor tanzen Mädchen deutsche Reigen, jetzt den von dem Hans und der Grete. Sie sind so bei der Sache, daß sie den Reiter nicht wahrnehmen, der abgesessen hinter den Palisaden ihr Spiel belauscht. Reglos steht der Mann. Strahlend ruht sein Auge auf der Kleinen, die den Reigen anführt. Sie singt die deutschen Worte, als wenn das immer so gewesen wäre.

Jetzt nähert sich der Lauscher dem Eingang. Da — jene Kleine stürzt aus dem Kreis ihm in die Arme

„Vater, mein Vater!" jauchzt das Mädchen.

„Meine Kleine!" flüstert der Mann vor Glück, als er das Kind an seine Brust drückt.

Seine Augen haben einen feuchten Glanz bekommen. Feierlich-ernst umstehen die Gespielinnen die stillen Zwei, die sich nun von Herzen sagen können, was sie bewegt.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 92 | 19. November 1935 | 9. Jahrgang

Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(7. Fortsetzung)

„Wenn der alte Esel, der Dietrich, nich's nich noch überlegt!"

„Kann er ja gar nicht! Deshalb hab' ich ja heute so gesoffen! Hat sein Gut schon als Erbhof angemeldet! Seine Söhne denken gar nicht dran. Der eine irgendwo auf dem Wasser, der andere ein geschniegelter Laffe, der dritte ein Studierter. Kinder, was doch für Schafsköppe 'rumlaufen. Leiden kann er mich nicht. Kann's ihm nicht verdenken, und jetzt enterbt der Mensch geradezu seine Kinder, um mich glücklich zu machen. Prost! Mein Bruder Dietrich soll leben!"

Er wurde immer seliger.

„Dat soll da wat werden auf dem Erbhof! Deibel noch mal! Gut is er, und — Kinder, er kann einem nich mal gepfändet werden, wenn man Schulden hat. Vergnügt soll's da hergehen!"

„Du, Wenzel, wenn du wirklich den Erbhof kriegst, weißt du auch, was du dann mußt?"

„Erbhofbauer sein und den dicken Wilhelm machen, sonst gar nichts."

„Heiraten mußt du und Kinder kriegen."

Der Trunkene lachte wiehernd, aber Wenzel wurde böse.

„Du, hör mal auf mit deiner dämlichen Lache! Ich bin fünfundvierzig. Bin ja ein Nachkömmling und zwanzig Jahre jünger als mein kluger Herr Bruder. Was? Bin ich nicht ein stattlicher Kerl? Glaubst du, der Erbhofbauer kann nicht anklopfen, wo er will? Und mit dem Kinderkriegen — huaah — ich bin müde."

Er klappte zusammen und stierte eine Weile stumpf vor sich hin. Dann sagte er:

„Hauptsache, daß der Dietrich das bald schriftlich macht. Dieser Halunke, der Salter, dem ich die fünftausend Mark schulde, will nicht mehr warten. Will erst prolongieren, wenn ich es schwarz auf weiß habe, daß ich Heidehofbauer werde. Muß sehen, daß ich den Dietrich dränge. Wenn das bekannt wird, daß ich im Dreck sitze bis über die Ohren, dann machen die am Ende noch Schwierigkeiten. Die sind ja jetzt höllisch auf dem Kieker, daß der Erbbauer auch ein tadelloser Kerl ist. Macht nichts. Wenn der Salter wartet, dann kann mir keiner mehr an die Wimpern klimpern. Aber nu Schluß, jetzt leck ich nach dem Bettzippel."

Er taumelte auf, warf Geld auf den Tisch und kroch schwankend in seinen Pelz. Dabei hätte er bald die spanische Wand umgeworfen, hinter der Benedikt saß, und sein aufgedunsenes Gesicht starrte einen Augenblick den Neffen an.

Dann torkelten die drei lärmend auf die Straße hinaus, draußen blieb Wenzel stehen.

„Ich weiß nicht, ich glaube, ich sehe Gespenster."

„Siehst wohl schon weiße Mäuse tanzen?"

„Ne, aber schwarze. Da saß doch hinten in der Ecke iemand?"

„Da saß einer, und — Deibel auch — ich weiß doch ganz genau, daß ich den Benedikt, Dietrichs Jüngsten, heut' abend in Osnabrück auf dem Domplatz gesehen habe. Wie kommt der Mensch dazu, jetzt hier auf dem Bahnhof in Gramsche hinter dem Wandschirm zu hocken und mich zu belauschen?"

„Unsinn, war ja gar keiner da."

„So? Na, dann hab' ich's mir eingebildet. Dann ist's gut, dann — na also, dann gute Nacht."

Er fiel gegen die Haustür, an der ein Schild verkündete: Viehhandlung Wenzel Untermann, fand mühsam das Schlüsselloch und verschwand, während seine Kameraden die Dorfstraße weitertaumelten.

Benedikt hatte alles mit angehört, und das Erbhofgesetz war ihm längst aus der Hand gesunken.

Bald, nachdem die drei gegangen waren, wurde der Bahnsteig wieder hell, der Wirt trat heran:

„Ihr Zug kommt."

Benedikt zahlte seinen Kaffee und ging hinaus. Der Zug war fast leer. Wer machte ausgerechnet in der Weihnachtsnacht eine Reise, wenn es nicht nötig war? Er saß ganz allein in seinem Abteil, und immer wieder kreisten seine Gedanken um den einen Punkt. Dieser Trunkenbold, dieser Halunke, dieser Säufer, sollte der Erbe des Heidehofes werden! Dieser Mann, der zwar körperlich dem Vater nicht einmal unähnlich sah, aber ein Lump war!

In Osnabrück hatte er nur kurzen Aufenthalt und war bei erster Morgendämmerung in Münster. Die Straßen waren noch völlig ausgestorben, und von den Kirchen klangen die Glocken, die zur Messe riefen.

Benedikt schloß das Haustor auf und ging über die dunkle, knarrende Stiege in sein Zimmer hinauf. Nun hatte er noch einmal ein trauliches Weihnachtsfest im Vaterhause begehen wollen und hatte nie einen so traurigen Weihnachtsabend erlebt wie gestern.

Er blickte sich um. Da standen die Koffer, wie er sie verlassen. Auf dem Schreibtisch lagen der Fahrtausweis für den Dampfer und seine Papiere. Daneben das erste Druckexemplar seines Werkes über die Bakterien der verschiedenen Infektionskrankheiten und ihre moderne Bekämpfung.

In diesem Augenblick war es ihm, als löse sich ein Alp von seiner Brust. In zehn Tagen schwamm er auf dem Ozean. In zehn Tagen war alles um ihn versunken und nichts mehr lag vor ihm als die Reise und seine Wissenschaft. Neben dem Buch, das in seiner Abwesenheit gekommen, lag eine Visitenkarte.

„Geheimrat Professor Dr. Wislizenus."

Und auf der anderen Seite stand mit Bleistift geschrieben: „Erwarte um 10 Uhr Ihren gütigen Besuch."

Der Geheimrat war also auch gestern bei ihm gewesen. Letzte Besprechungen! Benedikt sammelte seine Gedanken. Was konnte es helfen, wenn er sich den Kopf zerbrach. Er schied ja von vornherein aus! Er gehörte der Wissenschaft, er — ein Lächeln huschte über seinen Mund — ein befriedigtes Lächeln. Er hatte die erste Stufe auf der Leiter des Ruhmes erstiegen. Er, Professor Benedikt Untermann!

Er legte den Rock ab, um sich zu waschen. Zum Hinlegen lohnte es sich nicht mehr. Dabei nahm er die Papiere aus den Taschen, und nun lagen sie beide nebeneinander auf dem Schreibtisch: Sein Buch über die Bakterien und — das Erbhofgesetz. Wie sein Auge auf das zerknitterte Heft fiel, da mußte Benedikt Untermann sich setzen; denn nun stieg, wie durch Suggestion dieses kleinen Büchleins hervorgezaubert, wieder alles vor ihm auf. Der Vater! Die häßliche Szene mit den Brüdern, das liebe, alte Vaterhaus mit seinen traurigen Fensteraugen und endlich der wüste Trunkenbold auf dem Bahnhof.

Benedikt saß ganz still und hatte die Hand vor die Augen gelegt. Er wollte seine Brüder tadeln, daß sie ihren Berufen treu blieben, und er? Zum ersten Male kam ihm dieser Gedanke. Handelte er denn anders als Kaspar und Ferdinand? Ihn hatte der Vater gar nicht gefragt. Er schied aus! Er war ja der ‚Studierte', der ‚Professor'.

Er hatte das Buch geschrieben, das dort auf dem Alp lag. Sein Weg war klar vorgezeichnet. Sein hoher, sein herrlicher Weg. Gab es etwas Größeres, als der Wissenschaft zu leben und mit ihr der Menschheit zu dienen?

Ja, wenn er von Kind an daheim geblieben wäre, dann würde er ganz gewiß Bauer geworden sein. Aber nun?

Wieder fiel sein Blick auf das von ihm verfaßte Buch, und als er jetzt darüber hinsah, begann sein Herz seltsam zu klopfen. Hatte er wirklich so Außerordentliches geleistet? Gewiß, er war immer fleißig gewesen. So fleißig, daß er an nichts anderes gedacht hatte als an sein Studium. Jetzt war er drei Jahre Assistent bei dem Geheimrat und hatte gewissenhaft und emsig alles das zusammengetragen, was er gesehen, und daraus seine Schlüsse gezogen. Gewiß! Seine Arbeit war von Nutzen. Aber — hätte das nicht auch jeder andere gekonnt, der ebenso fleißig gearbeitet hätte? War das wirklich ein Werk, was ihn berechtigte, sich als Auserwählten zu betrachten?

Er schüttelte den Kopf, und es war ihm, als höre er irgendwo eine mahnende Stimme:

‚Was du der Wissenschaft leistest, das kann jeder, der ihr mit ganzer Kraft dient. Aber — Erbhofbauer vom Heidehof, das kann außer dir kein Mensch werden auf der ganzen Welt, wenn der Hof weiter einem Untermann gehören soll. Du bist der Letzte!'

Da hatte dieser Gedanke, der schon seit dem Abend, als er den Vater verlassen, wie ein heimlicher Wegelagerer um ihn herumhuschte, dem er aus dem Wege ging, zum ersten Male in aller Klarheit von ihm Besitz ergriffen.

Und nun war es, als ob in seiner Seele zwei fremde Mächte miteinander stritten, wie Ankläger und Verteidiger vor Gericht.

„Das ist ja Wahnsinn! Jetzt ist es zu spät! Jetzt habe ich meinen Weg und meine Pflicht!"

„Nichts ist zu spät, solange der Heidehof noch nicht übergeben ist — solange der alte Mann dort noch atmet. — Und Pflicht? Der einzelne gilt nichts, das Vaterland alles!"

„Ich diene dem Vaterland mit meiner Wissenschaft."

„Dein Platz ist da, wo seit Jahrhunderten deine Ahnen standen. Wehe dem, der verachtet und in den Wind schlägt, was ihm als heiliges Vermächtnis überkommen von seinen Vätern."

So gingen die Gedanken hin und her, und Benedikt saß regungslos in seinem Sessel und versuchte, sich klar zu werden.

Er sah wieder auf, und abermals fiel sein Blick auf sein Buch. Er hob es auf und schüttelte den Kopf. Tabellen, zusammengestellte Tabellen. Jetzt erschien ihm das alles schon viel wertloser. Er trat an das Fenster und sah hinaus in den nebligen Morgen. War es denn so wichtig, daß ein Untermann auf dem Heidehof saß? War das nicht eine ebensolche Überhebung wie seine wissenschaftliche Eitelkeit? Nein! Es galt, mit diesem Erbhofgesetz einen ganzen Stand, der in dem Ringen um das tägliche Brot sich selbst vergessen hatte, wieder aufzubauen. Erbe der Väter! Es galt ein Beispiel zu geben! Es galt zu schaffen und zu wirken. Und nun wachte allerhand in ihm auf, was er seit den frühesten Kindertagen vergessen geglaubt.

War es nicht herrlich zu schauen, wie sich die allmächtige Natur in jedem Jahre wieder erneute? Hieß Bauer sein denn stumpf nur immer wieder den alten Trott gehen?

Was heißt Wissenschaft? Wissen, um zu können! Können, um zu schaffen, was dem Vaterland nottut!

Jetzt hatte diese neue Erkenntnis schon mehr und mehr von ihm Besitz ergriffen, und nun war es bereits nicht mehr ein unklarer Schemen; nun war es schon eine festumrissene Frage, die Benedikt an sich stellte.

„Wo ist dein Platz? Wo ist deine Pflicht? Ist es dir innerlich möglich, Bauer zu werden?"

Da kam ganz aus der Ferne die Antwort:

„Warum soll es dir nicht möglich sein, was deines Vaters und deiner Ahnen Glück war? Warum hängt jenes Mädchen, das ihr ganzes Leben schwer hat arbeiten müssen und das es nun so gut hat in der Stadt, trotzdem mit allen Fasern an der Scholle, die sie geboren? Was heißt Mensch sein? Seine Pflicht tun! Und seine Pflicht? Seine Pflicht, die das Vaterland von ihm forderte? Vergaß er sie nicht, wenn er den Heidehof verließ, der in diesen Tagen mit so heiligen Stimmen zu ihm gesprochen?"

Benedikt Untermann reckte sich auf.

„Ich muß!"

Aber wieder schüttelte er den Kopf.

Nein! Das war nicht das Rechte. Er fühlte in sich ein Empfinden, als bringe er ein großes Opfer. Nein! Nur dann konnte er wirklich tun, was er in diesem Augenblick als Pflicht erkannte, wenn er es mit frohem, mit ganzem Herzen tat. Dort aber, dort vor ihm standen die gepackten Koffer. Da lag die Fahrkarte, da draußen lockten die Ideale seines Lebens.

Der Entschluß, zu dem er schon glaubte sich durchgerungen zu haben, fiel wieder zusammen, und es wurde ihm weh um das Herz. Während er stumm vor sich hinstarrte und für Augenblicke gar nicht zu denken vermochte, war die Tür aufgegangen, und seine Wirtin brachte das Frühstück.

„Sie sind schon auf, Herr Professor? Ich glaubte, Sie schliefen noch, weil Sie so spät heimgekommen. Es ist 9 Uhr. Der Herr Geheimrat bat gestern, daß Sie recht pünktlich bei ihm sein möchten."

„Danke, danke, Frau Holst."

(Fortsetzung folgt)

Die Glaskugel

Skizze von Hans J. Toll

Vielleicht denkt ihr zuerst, es sei eine Schusterkugel, die zwischen so nützlichen Dingen wie Telephon und Lampe auf meinem Tisch liegt, und sicherlich werdet ihr es ein bißchen verwunderlich finden, wie das bauchige, hellgläserne Ding dorthin gekommen ist.

Aber eine Schusterkugel ist es nicht. Nein, es ist eine von den Kugeln, wie die Fischer sie auf ihren Schiffen haben, glaube ich, genau weiß ich es nicht. Ich weiß nichts von denen, die sie einmal in ihren braunen, rissigen Händen hielten, nichts von dem Schiff, auf dem sie war und das vielleicht nicht mehr ist, von den Wellen zerrissen, irgendwo gestrandet, ein Wrack jetzt. Ich meine immer, das runde Stück Glas sei eine Botschaft aus stürmischen Nächten, von Fahrten, auf denen der Wind heulend um die stöhnenden Masten und die knatternden Segel fuhr. Botschaft von Männern, denen der Sturm das nasse Oelzeug auf den Körper klatschte und denen das Meer Brecher nach Brecher über die ächzenden Bootsplanken hetzte. In einer solchen Stunde mag es gewesen sein, daß meine Kugel von Bord gerissen wurde. Vielleicht haben die Wellen noch Tage und Nächte ihr wildes Spiel mit ihr getrieben, bis sie ihrer überdrüssig wurden und sie an den Strand von Sylt warfen.

Dort fand ich sie. Schwere Stürme waren gewesen, noch war das Meer nicht ganz besänftigt, und immer noch trieb der Wind tiefliegende Wolkenfetzen vor sich her. Da lag die gläserne Kugel, wohin die Wellen sie verschlagen hatten, dicht am Dünenrand, wer weiß, woher gekommen. Bei Rantum war es, dem Dorf, das so lange schon vor den Wellen der Brandung und dem Sand der Dünen ostwärts auf der Flucht ist. Es war nicht leicht, die Kugel fortzutragen. Als wollte sie nicht fort vom Wasser, — so schwer machte sie sich. Und wie viele Mühe, glaubt ihr wohl, kostete es erst, sie ins Binnenland zu bringen, so unhandlich und schwer, wie sie ist. So ein rundes Glasding — die Leute sahen es erstaunt an immer erstaunter, je weiter es von der Küste fortging. Aber über Hunderte von Kilometern hatte ich sie bei mir, durch ein Spalier von runden Augen habe ich sie hierher getragen und habe es mich nicht verdrießen lassen, wenn die Leute verwundert auf einen Mann blickten, der — seht doch, haha! — eine Schusterkugel mühselig schleppte.

Da ist sie nun. Ihr denkt am Ende, daß sie die Umstände nicht wert war. Ihr denkt, daß sie ein seltsames Stück auf einem Schreibtisch in einer Stadt ist, die meilenweit vom Meer fort liegt. Aber wenn ihr so denkt, wißt ihr nicht, was das Meer ist! Dann wißt ihr nichts von seinem salzigen Wind, seinen Möwen, seinen Lichtern, Farben und Schatten, seinem weiten Himmel, seinen weißen Ufern und seinen Wellen, den sanftmütig verplätschernden und den anderen, denen der Sturm die Schaumkronen zu feinen Spritzern übermütig zerreißt. Und nichts wißt ihr von der Sehnsucht nach alle dem, nichts wißt ihr von Dorritt.

Dorritt, wenn ich an dich denke, ist es mir, als müßte ich gleich alles lassen, wie es ist, und müßte zu dir kommen. Dann höre ich wieder die seltsam klingenden nordfriesischen Worte, die du so gut kennst. Deine Mutter lehrte sie dich, sie war von der Insel weit ins Land gekommen, und jedes Jahr bist du mit ihr dort und kennst den Strand mit Dünen und Kliffs von Hörnum bis List und das Land von Kampen bis Keitum und Munkmarsch. Du kennst auch die alten Lieder und Saaen

Ich höre es noch, wie du sie erzähltest mit deiner spröden, brüchigen Stimme. Voller Melodien bist du, Dorritt, aber deine Stimme ist wie gesprungenes Glas ohne Klang.

Du erzähltest von Ing und Dung, den beiden Schwestern, die der Keitumer Kirche die Glocken schenkten, und von ihrem Fluch: den schmucksten jungen Burschen, das liebste junge Mädchen sollte die Glocke erschlagen. War nicht ein Teil des Fluches schon in Erfüllung gegangen? Hatte nicht der Klöppel im Sturze einen jungen Seemann erschlagen?

Auch von Ekke-Nekke-Pen, dem Meermann, wußtest du ein Stückchen zu erzählen, wie er, mächtig fein und manierlich herausgeputzt, in den Dünen Inge von Rantum traf und sie, ahoi! flugs zur Frau begehrte. Von dem Brautring erzähltest du, den er ihr unversehens an den Finger steckte, von den Tränen, die Inge da weinte, und von der scheinheilig listigen Großmut des Meermannes: Frei sollte Inge sein, erriet sie, wer er, der landfremde Unbekannte, sei. Deine Stimme mühte sich, weich zu klingen, wenn du Ekke-Nekke-Pens Worte sprachst: „Ik mai Di!" Blieb aber doch nur ein klangloses Geraun. „Ich mag Dich." Doch hell und klar lachtest du, wenn du weiter erzähltest, wie Inge den aufdringlichen Brautmann belauschte, als er sich, den Meermann Ekke-Nekke-Pen, und sein Liebesglück voreilig besang, wie sie ihm den Ring vor die Füße warf. Der Ekke-Nekke-Pen sei er, und frei bleibe sie . . .

Ich weiß nicht mehr, wann ich dich mehr liebte — wenn du still und versonnen neben mir warst, oder wenn du mir mit einem Lachen davonliefst, durch Dünenkessel und über Heideflächen auf den Strand, mit Schuhen und Strümpfen in die Wellen hinein. Oder war es damals, als wir auf einer hohen Dünenkrone waren? Der Wind rieb die harten Gräser aneinander und kitzelte mit ihren Spitzen in den Sand, und dir zerrte er das braune Haar unterm Kopftuch hervor, daß es wirr und kraus um deine Schläfen flog. Da erzähltest du vor dem Mann, der am Boikenhügel, den Kopf in der Hand, umhergeht. „Er geht dort hin und klaget nicht, verlor sein Leben ohne Glück, seine Ruhe im Grabe ist vorbei." Leise sprachst du, und dein Kopf lag auf meiner Schulter, die letzten Worte: Der Nebel kommt vom Osterhaff, ich stehe in Jückersmarsch und warte, und fragen wollt' ich ihn. Die Wolken ziehn, der Nebel fliegt und malet Bilder in die Luft — worum wollt ich ihn fragen? „Hurom wil't fraagi höm?" Du sahst mit deinen grauen Augen, in denen es wie von Bernsteinsplittern leuchtet, groß und still aufs Meer, ganz klein wurde das schwarze Pünktchen, das unter deiner linken Pupille ist, und dein Mund zitterte wie in verstecktem Weinen

Als ich dich zuletzt sah, Dorritt, standest du auf der Hornumer Reede. Das Schiff kam so langsam, langsam vom Ufer ab. So lange sah ich dich stehen, allein auf der Brücke. Du winktest nicht. Du hattest die Hände in den Taschen, und wie du so, vom Winde umflattert, dastandst, schienst Du mir schmal und zart, daß ich Angst hatte, es würde dich ins Meer wehen, Dorrit . . .

Vielleicht denkt ihr zuerst, es sei eine Schusterkugel, was, ein bauchiges gläsernes Ding, auf meinem Tisch liegt. Nein, die Glaskugel kommt aus dem Meer. Der Ruch von Salzwasser, Tang und sonnenheißen Bootsplanken und die Erinnerung an einen Sommer sind daran, vielleicht gar unbekannte Schicksale, unerhörte Notschreie und Untergänge.

Der neue Mantel

Humoreske von H. Klockenbusch

Professor Plinz besaß einen Mantel, den man beim besten Willen nicht mehr tadellos nennen konnte. An den Aermeln war er durchgestoßen, und der Kragen hatte den mit Recht so unbeliebten speckigen Glanz angenommen. Dessenungeachtet hing Professor Plinz mit rührender Liebe an diesem Kleidungsstück und sträubte sich hartnäckig gegen den Vorschlag seiner Frau, es durch ein neues zu ersetzen. Wochenlang tobte der Kampf der Meinungen, bis schließlich Frau Ottilie die Oberhand behielt und der Schneider einen Mantel anfertigte, der aller Voraussicht nach einfach fabelhaft werden würde.

Eines Nachmittags klopfte es an der Korridortür. Professor Plinz öffnete selbst. Draußen stand ein Junge, der ein umfangreiches Paket unter dem Arm trug. „Warum klingelst Du nicht, statt zu klopfen?" fragte der Gelehrte in sanftem Kathederton.

„Ich habe 'n paar Mal auf den Knopp gedrückt, aber die Klingel muß kaputt sein . . ."

Plinz drückte seinerseits erfolglos auf den Klingelknopf. Dann zog er sein Notizbuch und vermerkte: Klingel ist zu reparieren! Hierauf sagte er verweisend: „Merke Dir, mein Sohn, man sagt nicht, die Klingel ist kaputt, sondern es heißt: die Klingel funktioniert nicht! Was bringst Du denn da?"

„Den neuen Mantel. Die Rechnung läge dabei." —

„Ein wahres Meisterstück!" meinte Frau Ottilie, als sich Plinz vor dem Spiegel in dem neuen Ulster betrachtete. Fast fühlte er sich in dem molligen, großkarierten Kleidungsstück ein wenig unbehaglich. Nicht ohne eine leise Beklemmung erkundigte sich die Frau nach dem Preise. — Man hätte das ja nun aus der Rechnung ersehen können, wenn diese Rechnung aufzufinden gewesen wäre. Plinz wußte weder, welchen Preis der Schneider genannt, noch, wo er die Rechnung gelassen hatte.

Gegen acht Uhr betrat Plinz das Wohnzimmer, um sich von seiner Frau zu verabschieden, bevor er zu seinem Mitt-